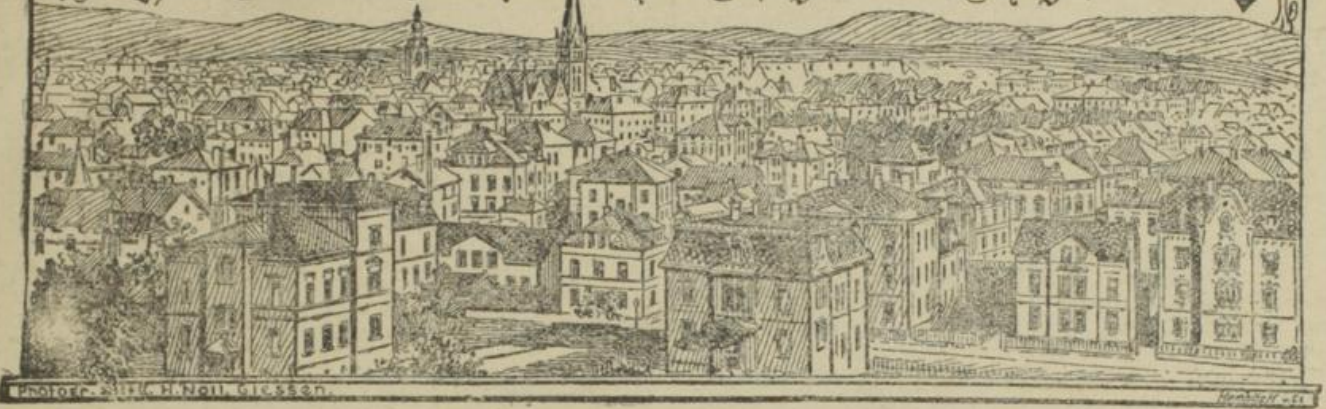


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Augen standen Mary voller Tränen. Er küßte sie ihr von den Wimpern. „Lasse das, Geliebte!“ bat er, „sage mir nur, ob du mich auch wirklich liebst! Ich bin ein armer, einsamer Mann, der jetzt erst in dir seines Lebens Inhalt gefunden hat, der in dir sein alles sieht! Mary, wenn du mir je untreu werden würdest, das ertrüge ich nie.“ Eine tiefe Bewegung klang bei diesen Worten aus seiner Stimme. Da glitt sie von seinen Knien auf die Erde, ihm zu Füßen und küßte seine Hand.

„Was tust du, Kind — nicht doch!“ Und er entzog sie ihr.

„Daß nur,“ sagte sie. Dann lehnte sie ihre Wange daran, und die großen Augen voll zu ihm aufschlagend, kam es innig von ihren Lippen:

„Wolf, wenn du es denn hören willst, ich liebe dich, so lange ich dich kenne; für dich lebe und sterbe ich! Und auf meine Treue launst du wie auf die deinnige bauen!“

Da faßte er ihren Kopf mit beiden Händen und sah tief in ihre großen unschuldigen Augen. Was ihm daraus entgegenstrahlte, mußte ihn wohl befriedigen; denn er küßte die klare Stirn des Mädchens. „Ich danke dir, mein Lieb,“ lächelte er und zog Mary sanft zu sich empor.

„Du Süßer!“ flüsterte sie ihm lächelnd zu. Da presste er sie in überquellender Leidenschaft fest an sich und bedeckte den süßen Mund mit glühenden Küssen. Leise strich er dann über ihr erglühendes Gesicht und flüsterte innig: „Mein Märchen, mein Sonnenstrahl.“ Es war so friedlich, so weltverloren um sie her; nur die Nachtigallen ließen ihre sehnsüchtigen Klänge erschallen. Lange lag Mary so in seinem Arm — keines redete mit dem anderen — sie waren so glücklich in ihrer Liebe, in dem Bewußtsein des Sichangehörens!

„Ich muß jetzt gehen, Wolf,“ sagte sie endlich leise.

„Bleibe noch, Geliebte,“ bat er.

„Nein, Wolf, es ist schon spät! Wenn nur die Pforte noch offen ist!“ Sie stand auf, strich sich das Haar zurecht und setzte den Hut wieder auf.

„Wenn es denn sein muß, daß wir uns trennen müssen, dann begleite ich dich, Märchen!“ sagte er.

„Bitte, nein, Schatz, lasse mich allein gehen, ich fürchte mich nicht!“

„Aber warum, Maus? Du könntest belästigt werden!“

„Das lieber, als — mit dir so spät gesehen werden, Wolf! Ich weiß, daß einige meiner Mitarbeiterinnen die Abendspaziergänge sehr lieben, und wenn die mich sähen, wäre alles vorbei. Sie mögen mich ohnehin nicht leiden!“

„Dann will ich nachgeben, mein Kleines — aber bis zur Pforte geleite ich dich.“ Er legte seinen Arm um sie; kurz vor dem Ausgang blieb sie stehen.

„Gute Nacht, mein Geliebter!“ Er hielt ihre Hand fest. „Wann sehe ich dich wieder? Morgen um diese Zeit und hier, ja?“ fragte er.

„Morgen schon wieder? Ach, Wolf, ich tue es nicht gern, so lieb ich dich habe!“

„Bitte, mein Liebling, bitte,“ flehte er, „ich kann doch nicht in Deine Wohnung kommen und — Du wirst mich doch nicht vergebens warten lassen?“

„Ach, wüßtest Du, wie beschämend, wie peinlich diese Heimlichkeit für mich ist,“ klagte sie.

„Sei geduldig, mein Herz, es soll ja nicht lange dauern; lasse mir Zeit zum Ueberlegen — morgen wollen wir über alles sprechen — also Du kommst?“

„Nun denn, ja! Aber jetzt gute Nacht, mein Wolf!“ Er presste sie nochmals an sich; ihre Lippen ruhten in einem heißen Kusse aufeinander; dann entwand sie sich ihm und eilte leichtfüßig von dannen.

„Süßes Mädchen,“ flüsterte er vor sich hin. Gerade als er vor der Pforte stand, trat aus einem Seitenwege ein älterer Mann — der Friedhofswärter — der ihn groß und erstaunt ansah. Dies Zusammenreffen war Wolf doch etwas peinlich; grüßend faßte er an die Mütze und sagte: „Guten Abend, na, Sie lassen mich doch noch passieren?“ Der Alte warf ihm einen seltsam berechneten Blick zu, der wohl zu fragen schien, „was tust Du hier? Deinesgleichen ist doch hier ein seltener Gast und um diese Zeit — Gutes hast Du sicher nicht im Sinn gehabt!“ Wolf hatte das Gefühl, als wenn er etwas sagen müßte; deshalb bemerkte er gezwungen lustig: „Ich habe mir nur eine Grabstelle ausgesucht! Sie erlauben doch?“

„In solchen Sachen scherzt man nicht, Herr Leutnant,“ entgegnete der Alte ernst, „da kann man schneller hinkommen, als man denkt! — Na, guten Abend, Herr Leutnant“, erwiderte er Wolfs Abschiedsgruß. Langsam ging dieser seiner Wohnung zu: Das Herz war ihm so voll, und er war so glücklich, wie er sich noch nie in seinem Leben gefühlt hatte. Das holde Mädchen war sein — sie liebte ihn! Aber wer war sie eigentlich? Er wußte so gar nichts von ihr und hatte ihr doch die feierlichsten Versprechungen gemacht. Wie, wenn sie seiner nicht würdig war? Hatte er nicht gar zu unbedacht gehandelt? Aber nein, der Ausdruck dieser Augen, dieses Lächeln waren echt — so konnte die Lüge sich nicht verstellen. Zu Haus angekommen, fand er doch nicht gleich Schlaf; deshalb schrieb er seiner Mary noch einen langen liebeatmenden Brief voll leidenschaftlicher Beteuerungen. Er brachte ihn noch selbst in den Postkasten, damit die Geliebte einen Morgen Gruß habe, und dann erst ging er fröhlichen Herzens schlafen.

Kaum konnte er den nächsten Abend erwarten; er war wieder vor der bestimmten Zeit am Platz. Diesmal kam Mary gleich nach ihm; er breitete die Arme aus, und sie flog ihm um den Hals. „Da bin ich, Geliebter,“ lächelte sie, zu ihm aufschauend, „ich habe mich aber beeilt, Dich nicht warten zu lassen. Dank auch für Deinen Brief.“ Er strich über ihr heißes Gesichtchen.

„Wie Du glühst, mein Mädchen!“
 „Ja, es ist auch so schwül,“ klagte sie, „es nimmt mir fast den Atem — wenn nur kein Gewitter kommt!“

„Fürchtest Du Dich etwa?“
 „Ja, unbeschreiblich — ich habe dann eine Unruhe in mir, die mich fast umbringt — schilt mich kindisch, mein Wolf — ich kann aber nichts dafür!“

„Kleiner Hasenfuß, ich bin ja bei Dir,“ lächelte er.

„Ja, Du bist bei mir!“ Es klang eine unendliche Zuversicht aus ihren Worten, und in ebensolchem Vertrauen schaute sie zu ihm empor, daß er gerührt ihre Augen küßte. „Fürchte nichts, mein Mädchen!“ Wieder wie gestern saßen sie auf der Bank; sie lag in seinem Arm, und unverwandt schaute er in ihr holdes Gesicht, an dem er sich nicht satt sehen konnte. Spielend zog er die Nadeln aus ihrem Haar, daß das dicke goldige Geflocht über ihre Schultern fiel und sie wie ein Heiligenschein umwob.

„Wie wunderschön ist Dein Haar, wie entzückend die Farbe — Du trägst Deinen Namen mit Recht, Du bist mein einziges süßes Märchen!“

„Und mir ist es ein Märchen, ein Traum, daß Du mich hältst, mein Einziger!“ flüsterte sie, „Du, den alle anbeten, Du gehörst mir! — Höre, wie die Nachtigall singt! Ach, wie ist es doch schön, Wolf!“

„Ja, mein Mädchen, welches Glück, daß wir uns endlich haben, Du mein —“ und immer wieder küßte er sie. So saßen sie und kosteten miteinander. Der ernste Mann war wie verwandelt; seine Züge waren durchstrahlt von Glück, wenn er das holde Geschöpf im Arme hielt. — Ihr aber war es noch immer unsäglich, den Mann zu besitzen, den alle Frauen anbeteten, ihn liebevoll zu ihren Füßen zu sehen — sein ein und alles zu sein! Und wie innig er sie liebte, das fühlte sie aus allem heraus. Wie hinreißend konnte er bitten und flehen, wie unterwürfig der Blick seiner Augen die Worte des Mundes! Sie war so überfeldig in dem Bewußtsein seiner Liebe, und in ihrer holden mädchenhaften Weise sagte sie ihm das leise verschämt ins Ohr.

„Nun will ich dir aus meinem Leben erzählen, Wolf,“ begann sie nach einer Weile, „viel ist es nicht, aber doch genug des Traurigen für ein schwaches Menschenkind, wie ich bin. Ich habe eine schöne Kindheit gehabt und eine sorgfältige Erziehung genossen, bis mir, als ich sechzehn Jahre alt war, nacheinander Vater und Mutter starben — ganz plötzlich. Mein Vater war deutscher Arzt in Riga, und meine Mutter stammt aus einer russischen Fürstenfamilie. Nun stand ich allein da — wohin? Die Verwandten von Mama wollten nichts von mir wissen; sie hatten sich gänzlich von ihr losgesagt, weil sie einen Bürgerlichen und noch dazu einen Deutschen geheiratet hatte. Vermögen war nicht da; die Eltern hatten ein großes Haus geführt — Mama war so verwöhnt und sollte doch nichts vermissen, und der Vater war in diesem Punkte so schwach und nachgiebig — seine schöne Frau wurde von ihm mit allem Luxus umgeben, mehr als sein Einkommen gestattete! Und er — ach, er wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt, er war so gut und hochgebildet! Ich war sein Herzblatt — wenn er wußte, wie ich in der Welt herumgestoßen werde, daß ich Ladnerin sein muß, um auf anständige Weise mein Brot zu verdienen —“ vor Erregung konnte sie nicht weiter sprechen.

„Aber, mein Mädchen, schweige doch darüber, wenn dich die Erinnerung so aufregt — und wüßte ich nichts von dir, so genügt mir das Bewußtsein, daß du mich lieb hast, ja? Du kannst ja nichts dafür, du bist süß und gut,“ tröstete er sie, „siehst du, nun werde ich mir alles reißlich überlegen, werde über meine zukünftige Beschäftigung nachdenken, daß wir uns bald heiraten können; nach dem Manöver werde ich meinen Abschied einreichen, und schon Weihnachten bist du dann meine kleine Frau — vor allem gibst du deine Stellung hier auf; ein passendes Unterkommen für meine Braut finde ich.“

„Vor fünfzehnten Juli kann ich das nicht, Wolf; ich bin Frau Gundel etwas verpflichtet und möchte sie jetzt, wo so viel zu tun ist, nicht im Stich lassen. Und so können wir uns doch noch öfter sehen, ja? Wir haben ja. Ja kaum gefunden! Und vor allem überlebe ich dich, Wolf! Ich weiß doch, wie gern du Soldat bist! Ach, Wolf, jetzt will ich dich genießen — ich bin ja so glücklich, so sehr, daß ich das Erwachen aus diesem Traum fürchte! Es ist ja zu schön, als daß es von Dauer sein kann! — Ich soll kein Glück haben,“ setzte sie traurig hinzu.

„Aber Kind, wober die trüben Gedanken auf einmal?“

Komm, sei gut, und laß mich deinen Mund küssen, damit er nicht wieder so Trauriges sagt.“

Weltvergeßen, ihrer Umgebung nicht achtend, saßen sie da. Es war so unheimlich still um sie her geworden; eine drückende Schwüle lag in der Luft, und kein Blättchen regte sich. Am Horizont stand eine dicke schwarze Wollenwand, die immer näher kam. Da führte ein plötzlicher heftiger Windstoß Marys Hut, der neben ihr lag, hoch in die Luft — erschreckt fuhren beide auf.

„Wolf, ein Gewitter,“ kam es ängstlich von ihren Lippen.

„Beruhige dich, Mary, es wird nicht so schlimm sein,“ tröstete er, „ich will schnell deinen Hut fangen.“

„Rein, laß nur, bleibe hier,“ bat sie zitternd, sich wie ein scheues Vögelchen an ihn schmiegend, „o, nur nichts sehen, nichts hören!“ Er knöpfte seinen Waffentrock auf und nahm das angstbebende Mädchen an seine Brust, den Rock um sie schlagend und sie vor der Gewalt des Sturmes zu schützen suchend, der unheimlich brausend daher kam. Die Bäume beugten sich unter seiner Macht; hochauf wirbelte er Blüten und abgeknippte Blumen und Zweige durch die Luft. Ein Blitz, der auf eine Sekunde die Gegend taghell erleuchtete, durchschnitt das Gewölk — gleich darauf folgte ein krachender Donner, und nun ging es los — Blitz auf Blitz, Donner auf Donner! Große Regentropfen begannen zu fallen — ratlos sah sich Wolf um — der Baum bot nicht genügenden Schutz — im Gegenteil — aber wohin? Er war für sich nicht ängstlich, aber das Mädchen in seinem Arm! Da fiel ihm ein, daß ganz in der Nähe das Haus des Friedhofswärters war; dorthin wollte er. Kurz entschlossen zog er den Rock aus, hüllte trotz ihres Widerstrebens Mary fest darin ein und eilte, sie auf dem Arm tragend, des strömenden Regens nicht achtend, nach dem Hause. Die Tür gewährte einigen Schutz; behutsam ließ er das Mädchen zur Erde gleiten und klopfte dann an das Fenster, das mit Läden verschlossen war, durch die ein Lichtschein schimmerte. „Wer ist da?“ tönte eine Stimme von innen. „Gewähren Sie uns für ein Weibchen Zusucht,“ bat Wolf. Einen Augenblick später wurde die Tür aufgeschloffen; der Friedhofswärter musterte die Draußenstehenden mit erstaunten Blicken und sagte dann kurz: „Kommen Sie herein!“ Mary und Wolf traten in das einfache saubere Stübchen. Eine Hängelampe verbreitete ein mildes Licht; auf dem Sofa saß eine ältere Frau die bei dem Eintreten der Fremden das Gesangbuch, in dem sie las, auf den Tisch legte und sich erhob. Auch sie war sehr erstaunt über die späten unerwarteten Gäste; jedoch sagte sie nichts, sondern war Wolf behülflich, die zitternde Mary aus ihrer Umhüllung zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Spuren der Römer im Odenwald.

Von Hans Otto Becker.

Wer heute den Odenwald durchwandert, wird — abgesehen von zahlreichen anderen Sehenswürdigkeiten, die geschichtliche Erinnerung in reichem Maße auslösen — auch mitunter auf den Spuren der Römer wandeln. Der Odenwald stand einst unter römischer Herrschaft, er lag innerhalb des durch den Pfahlgraben abgegrenzten Gebietes, dem sog. Dekumatenswald. Dauernd unterworfen war das ganze Gebirgsland jedoch nicht; römische Herrschaft beschränkte sich wohl auf den Westrand des Gebirges, die Bergstraße, und das Mümlingtal im Osten nebst seiner Umgebung, denn diese beiden Partien waren dem Verkehr leicht zugänglich, während das Innere des Waldgebirges völlig unwegsam und unwirtlich war.

Bevölkert war der Odenwald von den Alemannen, die um 213 n. Chr. hier erscheinen; heute noch erinnert an sie das alemannische Haus, der einstige Fachwerkbau, der im Erdgeschoß den Stall birgt und zu dessen Wohnraum die hohe Treppe, die Staffel hinaufführt. Mit den Alemannen lagen die Römer im 3. und 4. Jahrhundert in ewigen Kämpfen. Besonders im südwestlichen Teil des Gebirges finden wir heute noch Ringwälle, die den Alemannen Schutz gegen die Römer boten, so auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, und auf dem Steinberg in der Nähe von Oberhodenbach. Auf dem Heiligenberg wollte der Kaiser Valentinian vertragswidrig eine Festung bauen, aber die Alemannen erschlugen seine Bauleute. Dieser Kaiser erbaute auch eine Festung an der Stelle des heutigen Mannheim.

Die Rheinebene und die Bergstraße war sicherer Besitz der Römer. Die Bergstraße, die von Heidelberg nach Darmstadt führt, war eine wichtige Verkehrs- und Militärstraße, die die Verbindung mit der römischen Stadt und Festung Moguntiacum — Mainz — vermittelte. Der Hauptort der römischen Bergstraße war Soppodunum, das heutige Ladenburg, auffallend durch seine mittelalterlichen Stadttürme. Nur kurz ist der Weg, der von der nördlichen

Bergstraße zum Felsberg, dem römischen Steinbruch führt. Die gewaltigen Felsenmeere des Felsberges, die riesigen versteinerten Wogen gleichen, sind weitbekannt. Sie verdanken ihre Entstehung der Tätigkeit des Wassers, das diese festen Kerne bloßgelegt und von Kies und Geröll befreit hat. Das Gestein ist ein prachtvoller Diorit. Kein Wunder, daß die Römer, diese hervorragenden Baukünstler, den Stein ausbeuteten; nach den ägyptischen Steinbrüchen von Syene, deren Stein dem Odenwald ähnelt, wird er auch — aber unrichtig — Sphenit genannt. Heute liegen hier noch im Schatzen hoher Buchen gewaltige Ueberreste römischer Steinmetzarbeit, die wir nur staunend betrachten. Die weit bekannte Riesensäule ist ein walzenförmig bearbeiteter Stein von 9,25 Meter Länge und 1,29 Meter Durchmesser, der im Mittelalter als Grenzmal aufgerichtet stand und Frühlingsfeste der Landleute zu seinen Füßen sah; im Anfang des vorigen Jahrhunderts sollte sie als Erinnerungszeichen auf das Schlachtfeld von Leipzig verbracht werden, blieb aber glücklicherweise dem Odenwald erhalten. Dann finden wir hier noch den Altarstein, das Schiff und andere mit Namen bezeichnete Steine, die sämtlich noch die Spuren römischer Bearbeitung zeigen. Es ist bewundernswert, was hier mit den geringen technischen Mitteln, Steinsäge und Sand, und nur mit Menschenkraft, erreicht worden ist. Was wir heute an römischen Steinmetzarbeiten am Felsberg sehen, blieb dort liegen, als die Römer in Flucht vor den einbrechenden Germanen im 3. Jahrhundert diese Stätte verließen. Die Steine, die jedoch früher am Felsberg gewonnen worden waren, sind weit hinaus ins römische Weltreich verbracht worden.

Ob von der Bergstraße hinüber nach dem Mümlingtal im Osten eine Verbindung quer durch das Gebirge bestand, ist schwierig anzunehmen; es gibt im inneren Odenwald keine römischen Siedelungen, auch sonstige Funde wurden dort nicht gemacht. Noch im 4. Jahrhundert nennt der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus den Odenwald einen durch schreckliche Finsternis Schauer erregenden Wald. Es ist daher wohl anzunehmen, daß das Mümlingtal vom Main her erreicht wurde, in dem sich ja die Mümling bei Obernburg ergießt. Nun ist das Mümlingtal und seine Umgebung im Westen und Osten sehr reich an römischen Niederlassungen und aus den zahlreichen hier gemachten Funden ist ein Schluß auf eine hohe Kultur zulässig.

Die Haselburg, Reste eines römischen Kastells in der Nähe von Hummetroth auf der Hassenrother Höhe, liegt westlich vom Mümlingtal, völlig isoliert von einer ganzen Reihe östlich liegender Kastelle, dem Mümlinglimes, wovon noch später zu reden ist. Verhältnismäßig sehr dicht liegen die Siedelungen von Rimhorn, Breitenbrunn, Mümling-Grumbach, Höcht, Breunberg, Sandbach, König, wo uns überall die Erde zahlreiche Erinnerungen an die Römerzeit bewahrt hat. In König finden wir römische Skulpturen und in Michelstadt ist in dem mittelalterlichen Diebesturm ein römischer Hermes-Kopf eingemauert.

Vor kurzem sind nun auch in dem westlich gelegenen Nachbarthal der Gersprenz, bei Groß-Bieberau, Spuren römischer Niederlassungen gefunden worden.

Das wertvollste Zeugnis für die Herrschaft der Römer in unserem Gebiete und für die hohe Kultur dieses Volkes ist der weitberühmte Pfahlgraben und die sog. innere oder Mümlinglinie mit ihren Kastellen. Der Pfahlgraben berührt auf seinem Zug von der Donau zum Rhein den Odenwald auf der Strecke Ballbörn—Milttenberg. Beide Orte waren römische Kastelle. Bei Milttenberg findet sich ein Gegenstück zur Riesensäule des Felsbergs, die im Stadtwald liegenden Hainsäulen oder Heunensäulen, acht Säulen aus rotem Sandstein, römischen Ursprungs. Von Milttenberg bis Groß-Krognenburg bildet an Stelle des Pfahlgrabens der Main die nasse Grenze; nur an den Mündungen der aus dem Odenwald und Spessart kommenden Gebirgsbäche, waren bei Treunfurth, Wörth, Obernburg, Niederberg, Stockstadt und Seligenstadt Kastelle angelegt. Die Mümlinglinie zieht sich nun innerhalb des okkupierten, vom Limes abgegrenzten Gebietes auf dem über 500 Meter hohen Gebirgszuge rechts, östlich, von der Mümling hin. Es ist dies die seit Alters Schneeschmelze genannte Wasserscheide zwischen Mümling und Mudau. Die innere Linie stellte jedenfalls im Gegensatz zum Pfahlgraben eine Signallinie dar. Bei Neckarburken beginnt der Mümlinglimes, dann folgen nach Norden fortschreitend die Kastelle von Schlosau, Hesselbach, Würzburg, Eulbach, Hainhaus bei Vielbrunn und Lühelbach, im ganzen eine Strecke von 50 Kilometern. Besetzt waren diese Kastelle mit der 22. Legion, der Legio XXII via fidelis, die einst unter Titus an der Eroberung Jerusalems teilgenommen hatte und später in Mainz garnisonierte. Was mögen diese Kastelle in dem öden, unwirtlichen Gebirge, fern der Kultur, nahe bei der feindlichen Grenze, für „kleine Garnisonen“ gewesen sein! Untereinander waren diese Kastelle durch eine Kette von Wachtürmen verbunden, so daß es leicht möglich war, in kurzer Zeit eine Nachricht von einem Ende der Linie zum anderen zu übermitteln.

Alle diese Kastelle sind auf Odenwaldwanderungen leicht zu besuchen, da die alte Römerstraße, auch Hochstraße, Steinstraße genannt, heute noch begangen ist. Biel zu sehen ist ja heutzutage freilich nicht mehr; der Jagdmann wird ja natürlich auf seine Kosten kommen; der Laie muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, auf altem Kulturboden zu stehen. Ein paar Einzelheiten dürften vielleicht noch interessieren. An das ehemalige Kastell Lühelbach erinnert heute noch der Name „das Schlößchen“. Ein besonders

interessanter Punkt ist das Hainhaus. Im Mittelalter hieß der Ort die Vengenburg. Das Vorhandensein des Römerkastells läßt sich heute eigentlich nur mehr ahnen als erkennen. Die Grundmauern sind unter langgestreckten Bodenerhebungen erhalten, auf denen Buchen stehen, so daß der Umfang der Befestigung durch diese Baumreihen angedeutet ist. Ein Quadrat von 25 Meter Seitenlänge bildete die Umfassungslinie des Kastells, das seinem Umfang nach für zwei Kohorten Legions-Infanterie bestimmt war. In seinem Raum stehen jetzt ein Forsthaus und einige kleinere Gebäude. Bemerkenswert sind hier noch die, allerdings aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden sechs Steinböse auf der Ostseite, Vordessel aus Sandstein, die auf der Hainhaus-Ansichtspostkarte als kulturhistorische Wertwürdigkeit, römisches Femgericht (!) bezeichnet sind. In Eulbach finden wir in dem schönen Park des Grafen von Erbach — neben der künstlichen, aus echtem Mauerwerk, insbesondere von der Wildenburg, hergestellten Ruine — alte römische Architektur- und Bauwerke. Der acht Meter hohe Obelisk ist aus den Resten des Römerkastells von Würzburg errichtet; weiter sehen wir ein Haupttor des Würzberger und ein Seitentor des Eulbacher Kastells mit den dazu gehörigen Mauern, ein römisches Wachturm, römische Botivestien und Altäre. Der durch seine Sammeltätigkeit wohlbekannte Graf Franz I. zu Erbach-Erbach hat diese wertvollen Reste der römischen Befestigungslinie aus der Umgegend seines Jagdschlosses Eulbach hier vereinigt. Ueber die Gestalt usw. der übrigen Reste wäre nichts wesentlich anderes zu sagen, als was über das Hainhaus bemerkt wurde.

Die Funde aus römischer Zeit, die in jener Gegend gemacht wurden, Bildwerke, Altäre, Botivestien, Waffen und Gebrauchsgegenstände aller Art, sind in dem Großh. Landesmuseum zu Darmstadt und im gräßlichen Schloß zu Erbach in überflüssigen Sammlungen dem Freunde der Altertumskunde zugänglich gemacht.

Ein Tischgespräch über die Hausordnung.^{*)}

Die Frau des Hauses: Herr Rat, wenn Sie auch heute abend unser Gast sind, so nehmen Sie es mir doch nicht übel, wenn ich Ihnen eine juristische Frage vorlege. Ich bin noch ganz aufgeregert. Denken Sie einmal, unser Vermieter schloß heute vor-mittag unserem Dienstmädchen die Waschküche vor der Nase zu. Darf er das?

Der Amtsrat: Sie verstehen sich vorzüglich auf das Bratenvorlegen, Frau Elisabeth. Aber auf das Fragevorlegen.

Dr. Fischer: Herr Rat, meine Frau hat vergessen, zu erwähnen, daß das Dienstmädchen in der Waschküche waschen sollte, und daß ihm der Vermieter die Benutzung der Waschküche mit der Begründung verboten hat, nach der Hausordnung wären heute nicht wir, an der Reihe, sondern Meyers, die über uns wohnen.

Der Rat: Ja, die Hausordnung! — Die Ordnung wird ja allgemein als die segensreiche Himmelstochter anerkannt, aber die Hausordnung versuchen viele als eine wahre Teufelin. Und doch bewährt sie sich oft als Friedensstifterin, sogar als Streitverhüterin. In Ihrer Villa mit den drei Mietparteien wäre ja eine Hausordnung wohl nicht nötig. Aber denken Sie an die großstädtischen Zinshäuser mit Dugenden von Mietern. Welcher Kampf um die Waschküche würde dort unter den Hausfrauen entfremden, wenn die Benützungszeit für die Waschküche nicht genau geregelt wäre!

Frau Elisabeth: Ja, aber wir haben nie eine Hausordnung zu Gesicht bekommen, können ihr also auch nicht unterworfen werden? Das ist doch wohl eine logische Frage, Herr Rat?

Der Rat: Noch immer nicht ganz! Zunächst: Sie haben eine Hausordnung — auch wenn Sie es mir durch das Schütteln Ihres Köpfchens bestreiten. Als ich mich heute abend beim Betreten Ihrer Villa in Ihrem schönen, hell erleuchteten Hausflur umschaute, fiel mir dort ein kleines Plakat auf. Beim Hinzutreten entdeckte ich die Aufschrift: Hausordnung.

Frau Elisabeth: So, das bedruckte Stück Papier ist die Hausordnung! Gut, aber wo bleibt die Gerechtigkeit, jemandem die Befolgung von Vorschriften zu gebieten, die er nie gelesen, und auf die er nie hingewiesen worden ist!

Der Rat: Gemach, holen Sie mir doch einmal erst Ihren Mietvertrag, Herr Doktor. (Nach Durchsicht des Mietvertrags): Hier heißt es in § 12: „Der Mieter unterwirft sich der Hausordnung.“ Damit ist die Hausordnung, ob gelesen oder ungelesen, ein Bestandteil Ihres Mietvertrages und für Sie verbindlich. — Es gibt sogar Juristen, Frau Elisabeth, die gar nicht einmal verlangen, daß im Mietvertrag auf die Hausordnung verwiesen ist, sondern die Ansicht vertreten, daß der Mieter eines Hauses, in dem eine Hausordnung besteht, ihr stillschweigend unterworfen ist.

Frau Elisabeth: Das wird ja immer schöner! Nun bin ich aber doch gespannt, was alles in der berüchtigten Hausordnung darin steht. Ich lasse sie gleich heraufholen.

Der Rat (liest aus der herbeigeordneten Hausordnung vor): § 1: „Hunde, Katzen, Haus- und sonstige Tiere dürfen nur mit besonderer Bewilligung des Vermieters gehalten werden.“

Frau Elisabeth: Um Gotteswillen, unsere arme Mies!

Der Rat: Ja, wenn der Vermieter es verlangt, müssen Sie sich von Ihrer schönen Angorakatze trennen.

^{*)} Aus „Hauswirt und Mieter“, Das Mietrecht allgemeinerständig dargestellt von Dr. M. May. (Rechtsfragen des täglichen Lebens, Heft 2.) Verlag von Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

Frau Elisabeth (unter Tränen): Er hat sie aber doch beim Einzug gesehen und sogar gestreichelt und hat erklärt, sie würde eine Herde des Hauses bilden.

Der Rat: Trösten Sie sich, darin liegt die in § 1 der Hausordnung verlangte Bewilligung, daß Miez bei Ihnen bleiben darf. Der Vermieter kann auch nicht etwa die Erlaubnis zurücknehmen. Sie ist unwiderruflich.

Dr. Fischer: Aber wie sieht's mit Walters Aquarium und Trubens Banst, der eben wieder als Tafelmusiker glänzt?

Der Rat: Auf Vögel im Käfig (abgesehen vielleicht von allzu lärmenden Papageien) und auf Tiere im Aquarium ist die Vorschrift in der Hausordnung nicht auszudehnen. Ihr Zweck ist ja nur, dem Vermieter ein Vetorecht gegen das Halten von solchen Tieren einzuräumen, die, wie Hund oder Kage, die Mieträume sozusagen mitbenutzen und andere Mieter belästigen können.

Lesen wir weiter: § 2: „Teppiche, Betten, Matten usw. sind an dem dafür bestimmten Ort nur von 8—12 Uhr vormittags auszuklopfen und dürfen niemals zum Fenster heraus, auf den Balkon oder im Treppenhause ausgeschüttelt werden.“

Dr. Fischer: Eine sehr vernünftige Bestimmung im Interesse des Hausfriedens und des — häuslichen Friedens. Ich liege seit langem im Kampfe mit meiner Frau, die die Teppiche gerade mittags zwischen 2 und 4 während meiner Sprechstunde ausklopfen läßt und auf meine Vorstellungen stets erklärt, das ließe sich nicht anders machen. Jetzt werde ich die Hilfe des Vermieters in Anspruch nehmen.

Frau Elisabeth: Nun, der Paragraph enthält doch einen Eingriff in meine Rechte als Hausfrau und ist infolgedessen ungültig.

Der Rat: Nein, zweifellos gültig. Wiederholte Verstöße gegen die Hausordnung berechtigen sogar den Vermieter nach § 10 des Mietvertrags zur sofortigen Kündigung. Also — unterwerfen Sie sich löblich!

Ich fahre fort: § 3: „Die Wäsche darf nicht in der Wohnung, sondern nur in der Waschküche gewaschen werden.“

Frau Elisabeth: Das ist das Tollste! Wenn ich nicht einmal die Windeln von unserem Baby hier oben waschen lassen darf, dann ziehe ich lieber aus. Ich kann doch nicht das Dienstmädchen mit jeder schmutzigen Windel in die Waschküche schicken! Oh, ihr Männer!

Der Rat: Verehrte Frau Elisabeth, die Göttin Justitia ist auch ein Weib und hat Verständnis für Ihren Klageruf. Sie mildert das Verbot und legt es dahin aus, daß nur die sogenannten große Wäsche, nicht aber die kleine Wäsche, vor allem nicht die Kinderwäsche darunter fällt. Schon im Jahre 1879 mußten die Hilfslose bedrängter Hausfrauen an das Ohr der Göttin gedungen sein. Damals hat sogar das Reichsgericht, unser höchster Gerichtshof, zu der Frage Stellung genommen und im Kampfe um den Waschlapp dahin entschieden, daß trotz dem Verbote, im Hause zu waschen, fünf Demden, einige Handtücher, einige Kragen, etwas Kinderwäsche und Kinderschürzen in der Küche gewaschen werden dürfen.

Sie nicken wohlgefällig, ich fahre also fort: „Die Reihenfolge in der Benutzung der Waschküche bestimmt der Vermieter.“ Da ist also die Frage entschieden, die Sie am Anfang unseres Gespräches aufgeworfen haben. Sind Meyers heute an der Reihe, so müssen Sie sich fügen. Selbstverständlich müssen die Anordnungen des Vermieters den Bedürfnissen der Mietparteien sich anpassen. Er kann nicht willkürlich bei zehn Mietern heute Nr. 1, morgen Nr. 2, übermorgen wieder Nr. 1 und am nächsten Tage wieder Nr. 2 waschen lassen und die übrigen Mieter hintansetzen. Jede Schikane ist verboten.

Hier sehe ich noch eine Bestimmung in der Hausordnung, die Sie, Herr Doktor, interessieren wird. In § 7 heißt es: „Schilder, Plakate und dergleichen dürfen nur mit Genehmigung an oder in dem Hause bezw. an der Abschlußtüre angebracht werden.“

Dr. Fischer: Da müßte ich ja mein Arztchild entfernen, denn der Vermieter hat seine Anbringung nicht ausdrücklich bewilligt.

Der Rat: Nun, erstens sieht er es täglich im Vorbeigehen, hat nie Einspruch erhoben und es so stillschweigend genehmigt. Zweitens ist diese Bestimmung, wie alle Vertragsvereinbarungen, nach Treu und Glauben und mit Rücksicht auf die Verkehrssitte anzulegen. Es ist durchweg verkehrsüblich, daß ein Arzt ein Schild am Hause und am Türabschluß anbringt. Wer an einen Arzt vermietet, willigt ein, daß der Arzt dieser allgemeinen Uebung folgt. Auf diese Weise läßt sich die Genehmigung, die § 7 vorsieht, konstruieren.

Frau Elisabeth: Verzeihen Sie, Herr Rat, jetzt ist's aber genug mit den juristischen Konstruktionen. Mehr verträge ich nicht. Wir danken Ihnen sehr für Ihre Ausführungen. Ich habe so viel gelernt, daß ich, wenn wir wieder einmal einen Mietvertrag abzuschließen haben, selbst die Hausordnung entwerfen werde.

Der Rat: Also dann Prost! Es lebe Frau Elisabeths neue Hausordnung! Ob Sie aber einen Vermieter finden, der sie akzeptiert?

Vermischtes.

* Das Experiment mit der Schwiegermutter. Einen eigenartigen und jedenfalls recht interessanten Versuch hat nach der Meldung der Daily Mail ein junger hoffnungsvoller Bräutigam unternommen, indem er in einem Londoner Vorort ein Haus mietete, darinnen er vor seiner Heirat auf einen Monat sozusagen probeweise mit seiner Schwiegermutter Dach und Tisch teilt. Die ersten Warnungen von Freunden — vermutlich verheirateten Freunden — haben ihn zu diesem Schritte veranlaßt; man hatte ihm so viel davon erzählt, daß eine Schwiegermutter den Frieden des ehelichen Hauses zerstöre oder wenigstens gefährde, so daß der Bräutigam beschloß, den Beweismittel den Gegenbeweis zu erbringen, aber vorsichtigerweise bereits vor der Heirat. Wenn das Experiment sich bewährt, wird die Schwiegermutter noch einen weiteren Monat bleiben und dann auch nach der Eheschließung das junge Paar nicht verlassen. Der junge Bräutigam, der ein Optimist ist, ist jetzt, nach Ablauf der ersten Probeweche, von seiner künftigen Schwiegermama geradezu begeistert und dabei überzeugt, daß die kommenden Wochen ihm alle nur denkbare Gelegenheit bieten werden, den Charakter und die Neigungen der Schwiegermutter zu studieren. Die erste Woche ist aus glücklichster Verlaufs, obgleich wir noch die Tagezierer in der Wohnung hatten. Die Situation birgt die besten Zukunftsaussichten, denn meine Schwiegermutter ist von sehr sanftem Wesen und stets bereit, Kompromisse zu schließen. Morgens sagt sie mir, daß das Badewasser heiß ist, und wenn ich mich verspätet habe und mich beim Frühstück ellen muß, lächelt sie vergnügt. Die Mahlzeiten erscheinen auf der Minute pünktlich auf dem Tische und sie spricht nicht wenn ich die Zeitung lese, Wenn ich im Bureau zu lange zu tun habe, telephoniert sie mir, ich möge mich nicht hegen und lieber in der Stadt in Ruhe etwas essen. Kehre ich heim, so stehen meine Pantoffeln warm am Kamin, und kehre ich sehr spät heim, so sitzt sie nicht da und wartet auf mich. Sie erklärt, sie sei fest entschlossen, uns zu verlassen, wenn nach der Heirat ihre Anwesenheit sie auch nur im geringsten als Eindringling erscheinen lassen könnte. Ich bin, so schließt der hoffnungsvolle Optimist, „überzeugt, daß wir dadurch, daß wir jetzt unsere kleinen Neigungen und Abneigungen gegenseitig kennen und berücksichtigen lernen, allerlei Reibungen und Unannehmlichkeiten ausschalten, die später leicht entstanden sein könnten: und das scheint mir das wichtigste.“

* Ueberboten. „Unsere Köchin ist sehr ängstlich mit Dieben; den ganzen Tag guckt sie nach der Morridorür.“ „Das ist gar nichts. Unsere Köchin hat sogar immer einen Polizisten in der Küche.“

* Der Kenner. Jones ist ein Theaterhabitué, dessen Kenntnisse sich freilich zumeist auf die Lektüre der Littératür beschränken. „Haben Sie schon das russische Ballett gesehen,“ fragte ihn jüngst eine Dame. „Noch nicht,“ antwortete er mit Würde, „ich warte, bis es in Englisch gegeben wird.“

Büchertisch.

— Arthur Dery's Tabellen der gesamten Kulturgeschichte. In dem Münchner Verlag von Arthur Dery ist oben ein Werk herausgegeben, das die Beachtung aller allgemeinen Gebieten beanspruchen darf. Es sind Tabellen der gesamten Kulturgeschichte, die nach einem neuartigen und originellen System gearbeitet sind. Alle kulturgeschichtlich bemerkenswerten Personen und Ereignisse sind nach Disziplinen geordnet. Das Buch stellt nicht nur ein denkbar bequemes und übersichtliches Nachschlagewerk dar, sondern es gestattet auch die interessantesten vergleichenden Studien der Kulturgeschichte. Preis 2,50 Mark.

— „Aus der Heimat“, naturwissenschaftliche Zeitschrift, Organ des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde, G. B. Mit Heft 6 ist die Reihe der monographischen Nummern unterbrochen: Professor Dr. Lindner-Verein „gibt Anregung zum Studium der heimatischen Mikrobenwelt“. Eine Frage von wirtschaftlicher Bedeutung beleuchtet Dr. Brettnner-Spandau in dem Aufsatz: „Der Stickstoff im Haushalt der Natur“. Endlich vervollständigt Professor Dr. Lakowik ein schon in der Neereshrandnummer des Vereines behandeltes Thema durch seinen Artikel über: „Die Flora der Hochsee“. Für die Lehrer der Physik bringt Professor Weiler schwierige Verhältnisse in den Kapiteln „Ausdehnung der Körper, Elastizität, Kontakt-Elektrizität“ u. a. anschaulich zur Darstellung.

Ergänzungsblätter.

S...g l...i...i...s...h...s...äl...h...n,
A...h...u...a...l...r...f...s...w...nd;
S...n...g...l...u...h...t...u...e...T...d...n,
i...i...W...s...r...e...D...m...t.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Damenkapelle.